



1926-11-04

Das Verbrechen Marie Lefèvres

Elisabeth Janstein

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261104&seite=10&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Janstein, Elisabeth, "Das Verbrechen Marie Lefèvres" (1926). *Essays*. 405.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/405

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das Verbrechen Marie Lefèvres.

Von unser nach Douai entsandten Pariser Korrespondentin.

Welch ein Prozeß! Gemisch von Blut und Lächerlichkeit. Antike Grausamkeit vermischt mit Witz aus den „Fliegenden Blättern“. Das Publikum, undiszipliniert, lärmend, fällt aus schauerndem Schrecken in noch schauerlicheres Gelächter. Zwischen Entrüstungsrufen und Schluchzen werden Anekdoten geflüstert. Schwiegermutteranekdoten. . . .

Ja, die Frau, die auf der Anklagebank sitzt, in schwarzen Crepe gehüllt, den sie um ihrer Opfer willen trägt, diese Frau, mager, eckig, wachsbleich, mit zusammengepreßten Lippen, ist die Karikatur. Die Schwiegermutter aus den Witzblättern aller Nationen. Aber Madame Marie *Lefèvre* begnügte sich mit dem Rahmen der Lächerlichkeit nicht. Sie sprengte ihn, wuchs über ihn hinaus, wuchs in ein Dunkel, das nur der Wahnsinn kennt oder das von allem Begreifen losgelöste Verbrechen. Die Witzblattschwiegermutter quälen, unterdrücken, überwachen ihre Schwiegertöchter. Madame Lefèvre aber tötete die ihre.

Die Lefèvres sind eine alte Notarfamilie aus *Lille*. Großvater, Vater, Sohn – alles Notare. Ein solides Vermögen. Die Achtung der Nachbarn. Sie leben das Dasein der fundierten Kleinstadtfamilien. Alles wäre in Ordnung, bis auf Madame Lefèvre selbst.

Seltsamerweise ist in diesem Prozesse, der die Beweggründe einer so außergewöhnlichen Tat aufzudecken gehabt hätte, niemals von der Jugend der Angeklagten gesprochen worden. Einmal muß doch dieses Pergamentgesicht jung gewesen sein! Aber alle Berichte, alle Zeugenaussagen beschäftigten sich nur mit der Gattin, der Mutter.

Marie Lefèvre war in *Lille* und Umgebung bekannt. Ihr Geiz, ihre Härte, ihre Kleinlichkeit waren sprichwörtlich. Sie, die hunderttausend Francs und mehr jährlicher Rente bezog, zählte den Leuten die Bissen im Munde nach, sammelte Kerzenstümpfe und Streichhölzer. Der Gatte Notar und der Sohn Notar, zwei gutmütige Waschlappen, die zu allem ja und Amen sagten. Nur „*Maman*“ nicht reizen. Nur *Maman* nicht aufregen. Und *Maman* hielt das Haus unter ihrem Regiment, so daß alles zitterte.

Mit achtundzwanzig übernimmt André, der Aelteste [sic] [Älteste], die Kanzlei des Vaters. In gesicherter Position, von unselbständigem, anschiemigem Charakter denkt er an eine Heirat. Lernt die kleine Antoinette Mulle kennen, verliebt sich, bittet um ihre Hand.

Antoinette Mulle ist keine glänzende, aber auch keine schlecht Partie. Dreimalhunderttausend hat sie im Geschäft des Brude[r]s und außerdem noch eine Rente. Ihr Vormund und Andrés Eltern willigen ein und ein halbes Jahr später ist die Trauung.

Frau Marie Lefèvre gibt sich keine Mühe, vor der Schwiegertochter in besserem Lichte zu erscheinen. Die Ausstattung, die sie ihrem Sohne mitgibt, ist die eines besseren Landstreichers; zerrissene Hemden, Taschentücher mit farbigen Flecken. Ein Frackhemd ist mit einem Stück dunkelgelben Tafts ausgebessert. Und dann das Hochzeitsgeschenk. Ein altes, rotes Rippssofa mit

handbreiten Rissen. Aber das junge Ehepaar wagt es nicht, das Schandmöbel auf den Boden zu verbannen.

Die Ratschläge für die Hochzeitsreise: Dritter Klasse natürlich. Und überall die billigsten Hotels. Was – Schokolade kaufen? Du bist wohl wahnsinnig. André!“ –

Schon zu dieser Zeit ist der Haß gegen die Schwiegertochter so übermächtig, daß sie dem Sohne schreibt: „Dir, mein Kind, meine mütterliche Liebe. Für Antoinette habe ich nichts hinzuzufügen.“

Das Ehepaar kommt zurück, richtet sich ein. Die Schwiegermutter kritisiert alles. Sie befiehlt, daß rotes Tischzeug aufgelegt werden müsse, um Wäsche zu sparen. Sie schickt Lieferanten weg, annulliert Bestellungen. Wegen eines Eies macht sie eine furchtbare Szene und vier Monate nach der Hochzeit erklärt Antoinette ihrem Manne: „Deine Mutter würde mich töten, wenn sie könnte.“

Die Ehe wird zum ewigen Gewitter. Der Mann ist ein gutmütiger Schwächling, der vermittelt und sich duckt. Die Frau versucht, sich zu Wehre zu setzen, kämpft furchtbare Szenen aus, die schließlich zum Bruch mit der Schwiegermutter führen.

André sieht die Eltern täglich. Wird täglich von der Mutter ausgefragt. Muß berichten, wird gescholten.

Im Juli 1925 ist Frau Lefèvre gezwungen, ein Bad aufzusuchen. Sie fährt nach Vichy. In Vichy erhält sie die Nachricht, daß ihre Schwiegertochter ein Kind erwarte. Vor einem ihre Diensten ruft sie aus: „Ein Kind? Ein Kind von dieser Frau? Niemals!“

Und in Vichy, wenige Tage später, kauft sich Frau Marie Lefèvre, 61 alt, eine Repetierpistole. Wie sie vor Gericht erklärt: Als Reiseandenken.

Am 14. August kommt sie nach *Lille* zurück. Heuchelt Freude über die künftige Großmuttertschaft und fordert die Versöhnung. Die gutmütige Antoinette willigt ein. Ein sehr lauer, vorsichtiger Friede kommt zustande. Zwei Tage nachher gibt es wieder Krach wegen einer Kleinigkeit. Diesmal gebärdet sich Frau Lefèvre so seltsam, daß die Söhne beschließen, sie mit Hilfe eines willigen Arztes für wahnsinnig erklären und internieren lassen zu wollen. Und Antoinette allein ist es, die diesen Plan als unmenschlich erklärt und vereitelt. ...

Am 26. August hat André Lefèvre mit seiner Frau ein Rendezvous vor der Garage. Als er eintritt, findet er, zu seinem größten Erstaunen, die beiden Frauen beisammen. Die Mutter ist außergewöhnlich freundlich und bittet, sie bis zur „Solitude“ mitzunehmen. André steigt zum Volant, die beiden Frauen nehmen im Innern des Wagens Platz. Der Wagen fährt die Straße zur Solitude hinauf. Der Motor lärmt, keucht. Als André Lefèvre bei der Solitude Halt macht, bleibt die Tür geschlossen. Er springt ab, blickt

durch das Fenster und sieht seine Frau bleich, blutend in der Ecke lehnen. Die Mutter aber hält den rauchenden Revolver in der Hand.

Er reißt den Wagen an und jagt zum Spital. Dort hebt man die Tote, die einen Schuß in der rechten Schläfe hat, aus dem Auto. Frau Lefèvre, die in wenigen Minuten von Neugierigen umringt ist, wendet sich dem fassungslosen Sohne zu und sagt mit lauter Stimme: „Ich habe dich befreit.“

Sie hat, die Greisin, nach fast einjähriger Haft, nichts von ihrer Fassung verloren. All die Zeugen – der Gatte, der Sohn, die Verwandten – sind schluchzende, stammelnde, schwankende Gestalten. Sie allein bleibt tränenlos, unbewegt. Am zweiten Tage, als das Auditorium wie ein gereiztes Tier gegen sie losfährt, ihr zuschreit, bringt sie die Lippen zu einem kühlen, formellen Bedauern auf. „*Je regrette*. . .“ Als ob sie jemandem auf den Fuß getreten wäre.

Viel tiefer als das Defilee der Zeugen, der Anblick des durchlöcherten Schädels, viel tiefer treffen sie Fragen und Vorwürfe, die ihren Geiz betreffen. Als ihr der Präsident vorhält, ihre „Sparsamkeit“ sei sprichwörtlich gewesen, antwortet sie mit schneidender Stimme: „Machen Sie mir das Vergnügen, Herr Präsident, meinen Mann zu fragen.“ Der sitzt zusammengekauert, mummelnd in der Bankecke und jammert von Zeit zu Zeit auf: „So ein Unglück. Haben Sie Mitleid mit uns.“

Niemals noch, nicht einmal bei *Scierré*, der sechsfachen Giftmörderin, war das Auditorium so einmütig gegen einen Angeklagten. Wie bei einem Boxkampf werden – unter unbegreiflicher Langmut des Vorsitzenden – Hieb und Parade bejubelt oder niedergeschrien. Als die Angeklagte vom „Reiseandenken“ spricht, setzt ein solches Gebrüll ein, daß minutenlang mit der Verhandlung ausgesetzt werden muß.

Stille aber, Totenstille, als der Sohn eintritt, der Gatte der Ermordeten. Anfang bewahrt dieser timide Blonde noch seine Beherrschung. Als er aber von der Todesfahrt erzählen soll, versagt ihm die Stimme und er fängt zu weinen an. Und in diesem Augenblick nähert sich ihm die Mutter und ruft aus: „Mein armes Kind.“

Wieder Gebrüll, Pfiffe, Drohrufe. Frau Lefèvre muß abgeführt werden und für Sekunden scheint es, als wären die Arme der Justizsoldaten nicht stark genug, um sie vor dem Ansturm zu schützen.

Drei beamtete Psychiater erklären in außergewöhnlich heftigen Worten die Angeklagte für verantwortlich. Unter dem Geheul der Menge resumieren sie: „Marie Lefèvre gehört nicht in ein Irrenhaus, sondern ins Gefängnis.“

Drei andere Psychiater, von der Verteidigung geführt, bestätigen das Gegenteil. Freud wird zitiert, Adler. Aber die Reden gehen in Rufen, Pfeifen. Gebrüll unter. Um das Gericht herum haben sich Tausende angesammelt, Militär ist aufgeboten, Gendarmerie. Aber lauter als Pferdegetrappel, als die Kommandorufe ist das dumpfe, hundertstimmige Geschrei: „*à mort, à mort!*“

Von der Rede des Generalprokurators hört man, wie von der Rede des Verteidigers, nur Fetzen. Als der letztere versucht, seine Klientin von der Guillotine zu schützen, setzt ein so unbeschreibliches

Getöse ein, daß der Anwalt auf die Fortsetzung der Rede verzichtet. Um Mitternacht ziehen sich die Geschwornen zurück. Nach knapp dreizehn Minuten erscheinen sie wieder: Mord? Ja. Vorbedacht? Ja. Das ist das Todesurteil.

Jetzt, an der Wende des fünften Verhandlungstages, endlich Stille. Atemlose Stille. Dann die Stumme des Vorsitzenden „. . . enthauptet . . . auf einem öffentlichen Platze zu Lille . . .“ Frau Marie Lefèvre zuckt nicht zusammen. Kalt, gefroren, wie immer, hört sie der Verlesung zu. Dann eine kurze Verneigung – sie geht. Und diesmal weicht die Menge zurück, schweigend, kaum atmend, bildet eine stumme Mauer, an der die wachsbleiche Greisin schwankenden Schrittes vorüberleilt.

Draußen heult noch die Stimme eines Betrunknen: „à mort!“ Aber sie geht in dem Schweigen unter, dem furchtbaren Schweigen der Tausende, die aus den Toren quellen über die Stufen, über den Platz, den Häusern zu, die alle, alle noch in so später Nacht erleuchtet sind.

Douai. Oktober 1926.

Elisabeth Janstein.

Chronikbeilage der „Neuen Freien Presse“

Das Verbrechen Marie Lesèures.

Von unserer nach Douai entsandten Pariser Korrespondentin.

Welch ein Prozeß! Gemisch von Blut und Lächerlichkeit. Antike Grausamkeit vermengt mit Wizen aus den „Fliegenden Blättern“. Das Publikum, undiscipliniert, lärmend, fällt aus schauerndem Schrecken in noch schauerlicheres Gelächter. Zwischen Entrüstungsrufen und Schluchzen werden Anekdoten geflüstert. Schwiegermutteranekdoten. . . .

Ja, die Frau, die auf der Anklagebank sitzt, in schwarzen Crepe gehüllt, den sie um ihrer Opfer willen trägt, diese Frau, mager, edlig, wachsbleich, mit zusammengepreßten Lippen, ist die fleischgewordene, oder besser gesagt, die beingewordene Karrikatur. Die Schwiegermutter aus den Witzblättern aller Nationen. Aber Madame Marie L e s è v r e begnügte sich mit dem Rahmen der Lächerlichkeit nicht. Sie sprengte ihn, wuchs über ihn hinaus, wuchs in ein Dunkel, das nur der Wahnsinn kennt oder das von allem Begreifen losgelöste Verbrechen. Die Witzblattschwiegermutter quälen, unterdrücken, überwachen ihre Schwiegertöchter. Madame Lesèvre aber tötete die ihre.

Die Lesèvres sind eine alte Notarfamilie aus Lille. Großvater, Vater, Sohn — alles Notare. Ein solides Vermögen. Die Achtung der Nachbarn. Sie leben das Dasein der fundierten Kleinstadtfamilien. Alles wäre in Ordnung, bis auf Madame Lesèvre selbst.

Seltamerweise ist in diesem Prozesse, der die Beweggründe einer so außergewöhnlichen Tat aufzudecken gehabt hätte, niemals von der Jugend der Angeklagten gesprochen worden. Einmal muß doch dieses Pergamentgesicht jung gewesen sein! Aber alle Berichte, alle Zeugenaussagen beschäftigten sich nur mit der Gattin, der Mutter.

Marie Lesèvre war in Lille und Umgebung bekannt. Ihr Geiz, ihre Härte, ihre Kleinlichkeit waren sprichwörtlich. Sie, die hunderttausend Francs und mehr jährlicher Rente bezog, zählte den Leuten die Bissen im Munde nach, sammelte Kerzenkämpfe und Streichhölzer. Der Gatte Notar und der Sohn Notar, zwei gutmütige Waschlappen, die zu allem ja und Amen sagten. Nur „Maman“ nicht reizen. Nur M a m a n nicht aufregen. Und M a m a n hielt das Haus unter ihrem Regiment, so daß alles zitterte.

Mit achtundzwanzig übernimmt André, der Älteste, die Kanzlei des Vaters. In gesicherter Position, von unselbständigem, anschniegsamem Charakter denkt er an eine Heirat. Lernt die kleine Antoinette Mulle kennen, verliebt sich, bittet um ihre Hand.

Antoinette Mulle ist keine glänzende, aber auch keine schlechte Partie. Dreimalhunderttausend hat sie im Geschäft des Bruders und außerdem noch eine Rente. Ihr Vormund und Andrés Eltern willigen ein und ein halbes Jahr später ist die Trauung.

Frau Marie Lesèvre gibt sich keine Mühe, vor der Schwiegertochter in besserem Lichte zu erscheinen. Die Ausstattung, die sie ihrem Sohne mitgibt, ist die eines besseren Landstreichers; zerrissene Hemden, Taschentücher mit farbigen Flecken. Ein Frackhemd ist mit einem Stück dunkelgelben Tafts ausgebeffert. Und dann das Hochzeitsgeschenk. Ein altes, rotes Ripssofa mit handbreiten Rissen. Aber das junge Ehepaar wagt es nicht, das Schandmöbel auf den Boden zu verbannen.

Die Ratschläge für die Hochzeitsreise: Dritter Klasse natürlich. Und überall die billigsten Hotels. Was — Schokolade kaufen? Du bist wohl wahnsinnig, André!" —

Schon zu dieser Zeit ist der Haß gegen die Schwiegertochter so übermächtig, daß sie dem Sohne schreibt: „Dir, mein Kind, meine mütterliche Liebe. Für Antoinette habe ich nichts hinzuzufügen.“

* * *

Das Ehepaar kommt zurück, richtet sich ein. Die Schwiegermutter kritisiert alles. Sie befiehlt, daß jedes Tischzeug aufgelegt werden müsse, um Wäsche zu sparen. Sie schickt Lieferanten weg, annulliert Bestellungen. Wegen eines Eies macht sie eine furchtbare Szene und vier Monate nach der Hochzeit erklärt Antoinette ihrem Manne: „Deine Mutter würde mich töten, wenn sie könnte.“

Die Ehe wird zum ewigen Gewitter. Der Mann ist ein gutmütiger Schwächling, der vermittelt und sich duckt. Die Frau versucht, sich zu Behre zu setzen, kämpft furchtbare Szenen aus, die schließlich zum Bruch mit der Schwiegermutter führen.

André sieht die Eltern täglich. Wird täglich von der Mutter ausgefragt. Muß berichten, wird gescholten.

* * *

Im Juli 1925 ist Frau Lesèvre gezwungen, ein Bad aufzusuchen. Sie fährt nach Vichy. In Vichy erhält sie die Nachricht, daß ihre Schwiegertochter ein Kind erwartet. Vor einem ihrer Dienstboten ruft sie aus: „Ein Kind? Ein Kind von dieser Frau? Niemals!“

Und in Vichy, wenige Tage später, kauft sich Frau Marie Lesèvre, 61 Jahre alt, eine Repetierpistole. Wie sie vor Gericht erklärt: Als Reiseandenken.

* * *

Am 14. August kommt sie nach Lille zurück. Heuchelt Freude über die künftige Großmutterschaft und fordert die Versöhnung. Die gutmütige Antoinette willigt ein. Ein sehr lauer, vorsichtiger Friede kommt zustande. Zwei Tage nachher gibt es wieder Krach wegen einer Kleinigkeit. Diesmal gebärdet sich Frau Lesèvre so seltsam, daß die Söhne beschließen, sie mit Hilfe eines willigen Arztes für wahnsinnig erklären und internieren lassen zu wollen. Und Antoinette allein ist es, die diesen Plan als unmenschlich erklärt und vereitelt. . . .

* * *

Am 26. August hat André Lesèvre mit seiner Frau ein Rendezvous vor der Garage. Als er eintritt, findet er, zu seinem größten Erstaunen, die beiden Frauen beisammen. Die Mutter ist außergewöhnlich freundlich und bittet, sie bis zur „Solitude“ mitzunehmen. André steigt zum Volant, die beiden Frauen nehmen im Innern des Wagens Platz. Der Wagen fährt die Straße zur Solitude hinauf. Der Motor lärmt, keucht. Als André Lesèvre bei der Solitude Halt macht, bleibt die Tür geschlossen. Er springt ab, blickt durch das Fenster und sieht seine Frau bleich, blutend in der Ecke lehnen. Die Mutter aber hält den rauchenden Revolver in der Hand.

Er reißt den Wagen an und jagt zum Spital. Dort hebt man die Tote, die einen Schuß in der rechten Schläfe hat, aus dem Auto. Frau Lesèvre, die in wenigen Minuten von Neugierigen umringt ist, wendet sich dem fassungslosen Sohne zu und sagt mit lauter Stimme: „Ich habe dich befreit.“

*
*
*

Sie hat, die Greisin, nach fast einjähriger Gast, nichts von ihrer Fassung verloren. All die Zeugen — der Gatte, der Sohn, die Verwandten — sind schluchzende, stammelnde, schwankende Gestalten. Sie allein bleibt tränenlos, unbewegt. Am zweiten Tage, als das Auditorium wie ein gereiztes Tier gegen sie losfährt, ihr zuschreit, bringt sie die Lippen zu einem kühlen, formellen Bedauern auf. „Je regrette...“ Als ob sie jemandem auf den Fuß getreten wäre.

Viel tiefer als das Defilee der Zeugen, der Anblick des durchlöchernten Schädels, viel tiefer treffen sie Fragen und Vorwürfe, die ihren Geiz betreffen. Als ihr der Präsident vorhält, ihre „Sparsamkeit“ sei sprichwörtlich gewesen, antwortet sie mit schneidender Stimme: „Machen Sie mir das Vergnügen, Herr Präsident, meinen Mann zu fragen.“ Der sitzt zusammengekauert, mummelnd in der Bankette und jammert von Zeit zu Zeit auf: „So ein Unglück. Haben Sie Mitleid mit uns.“

* * *

Niemals noch, nicht einmal bei Scierré, der sechsfachen Giftmörderin, war das Auditorium so einmütig gegen einen Angeklagten. Wie bei einem Boxkampf werden — unter unbegreiflicher Langmut des Vorsitzenden — Hieb und Parade bejubelt oder niedergeschrien. Als die Angeklagte vom „Reiseandenken“ spricht, setzt ein solches Gebrüll ein, daß minutenlang mit der Verhandlung ausgekehrt werden muß.

Stille aber, Totenstille, als der Sohn eintritt, der Gatte der Ermordeten. Anfang bewahrt dieser timide Blonde noch seine Beherrschung. Als er aber von der Todesfahrt erzählen soll, versagt ihm die Stimme und er fängt zu weinen an. Und in diesem Augenblick nähert sich ihm die Mutter und ruft aus: „Mein armes Kind.“

Wieder Gebrüll, Pfiffe, Drohrufe. Frau Lesèvre muß abgeführt werden und für Sekunden scheint es, als wären die Arme der Justizsoldaten nicht stark genug, um sie vor dem Ansturm zu schützen.

* * *

Drei beamtete Psychiater erklären in außergewöhnlich heftigen Worten die Angeklagte für verantwortlich. Unter dem Geheul der Menge resumieren sie: „Marie Lesèvre gehört nicht in ein Irrenhaus, sondern ins Gefängnis.“

Drei andere Psychiater, von der Verteidigung geführt, bestätigen das Gegenteil. Freud wird zitiert, Adler. Aber die Reden gehen in Rufen, Pfeifen, Gebrüll unter. Um das Gericht herum haben sich Tausende angesammelt, Militär ist aufgeboten, Gendarmarie. Aber lauter als Pferdegetrappel, als die Kommandorufe ist das dumpfe, hundertstimmige Geschrei: „à mort, à mort!“

* * *

Von der Rede des Generalprokurators hört man, wie von der Rede des Verteidigers, nur Fetzen. Als der letztere versucht, seine Klientin vor der Guillotine zu schützen, setzt ein so unbeschreibliches Gelöse ein, daß der Anwalt auf die Fortsetzung der Rede verzichtet. Um Mitternacht ziehen sich die Geschwornen zurück. Nach knapp dreizehn Minuten erscheinen sie wieder: Mord? Ja. Vorbedacht? Ja. Das ist das Todesurteil.

Netzt, an der Wende des fünften Verhandlungstages, endlich Stille. Atemlose Stille. Dann die Stimme des Vorsitzenden: „... enthauptet ... auf einem öffentlichen Platze zu Lille ...“ Frau Marie Lesèvre zuckt nicht zusammen. Kalt, gefroren, wie immer, hört sie der Verlesung zu. Dann eine kurze Verneigung — sie geht. Und diesmal weicht die Menge zurück, schweigend, kaum atmend, bildet eine stumme Mauer, an der die wachsbliche Greisinschwankenden Schritte vorüberrollt.

Draußen heult noch die Stimme eines Betrunknen: „à mort!“ Aber sie geht in dem Schweigen unter, dem furchtbaren Schweigen der Tausende, die aus den Toren quellen über die Stufen, über den Platz, den Häusern zu, die alle, alle noch in so später Nacht erleuchtet sind.

Douai, Oktober 1926.

Elisabeth Janstein.